

Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 15 (1959)
Heft: 4

Artikel: Ein Gutachten Hebels
Autor: Katz, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-878914>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Gutachten Hebels.

Einführung.

Als junger Pfarrer der Synode Emmendingen hatte ich 1919 den Entwurf einer badischen Biblischen Geschichte zu begutachten. Wenig befriedigt, nahm ich die Erforschung der badischen Religionslehrbücher anhand der Akten auf. Dabei fand ich im Badischen Generallandesarchiv und im Archiv des Badischen Oberkirchenrats, in bis auf Einzelheiten gleichlautenden Abschriften, ein *Gutachten J. P. Hebels*, das nach einigen Weiterungen dazu führte, daß ihm die Abfassung der bekannten «Biblischen Geschichten» aufgetragen wurde. Dieses Gutachten wird hier veröffentlicht und nach Kräften kommentiert.¹

Die erste Biblische Geschichte der Markgrafschaft Baden-Durlach waren J. Hübners Biblische Historien, deren offizieller Einführung ihre Verteilung in den von ihr besuchten Schulen durch die Markgrafenwitwe Magdalene Wilhelmine († 1742) als Regentin für ihren minderjährigen Enkel Carl Friedrich vorausgegangen war.² Bald nahm man Anstoß an diesem ledernen, mit Fragen und Lehren überladenen Buch, das zudem nicht vor Kinder Gehörendes weder in Text noch Bildern ausschloß. Gelegentliche Besserungen genügten nicht, aber das Buch behauptete sich, weil das Druckprivileg die Mittel zum Bestand des Karlsruher Gymnasiums aufbrachte³, wie auch beim 'Badischen Landeskalendar'. Mit seinen von Herder gezeißelten «schönen Leberreimen» wurde es in der gewandelten Welt der Rheinbundstaaten vollends unmöglich. In diesen aus heterogenen Landesteilen zusammengewürfelten Gebilden hielt man Ausschau nach allem, was eine gemeinsame Tradition schaffen könnte. Mit der Innenarchitektur des Staatsgebäudes betraute man gern die Kirchen, und so waren simultane Einheitslehrbücher das gegebene staatliche Einigungsmittel. In den Ausschüssen saßen durch den Schuldienst gegangene geistliche Räte, denen unsre Gedanken von der Eigenständigkeit der Kirche seltsam erschienen wären. Als 'Untertanen' bejahten sie die jeweiligen Staatszwecke von Herzen, und als

¹ Zur Ergänzung verweise ich auf Die Rel. in Gesch. u. Geg., 3. Aufl., die Artikel Johann Ludwig Ewald und Johann Peter Hebel.

² Von den verschiedenen badischen Ausgaben Hübners kenne ich nur ein verstümmeltes Exemplar; der Druck des Buchdruckers Simon von Kyrn für die mosel-simmernschen Landesteile ist überhaupt nicht aufzutreiben. Schulbücher verschwinden gern spurlos, und die Zerstörung der gesamten Druckschriftenbestände der Badischen Landesbibliothek tat ein übriges.

³ Um 1780 wurde der Druck von Millers Biblischer Geschichte angeordnet. Die Auflage von 5000 blieb beim Verlag liegen, da das Buch nie eingeführt wurde.

Menschen von Herz und Gefühl waren ihnen «alle Menschen Brüder». In das lutherische Baden waren die reformierte Pfalz mit ihrem starken katholischen Einschlag und einer lutherischen Minderheit aufgegangen sowie weite rein katholische Gebiete. In diesen Jahren keimten die Unionspläne, in die man am liebsten die katholischen Landesteile einbezogen hätte. Das alles hat Parallelen in den andern Rheinbundstaaten.

An das Nächstliegende, ein neues Buch für die so neue Zweckbestimmung, dachte niemand. So hielt man Umschau unter dem Vorhandenen, und schon 1804 wies der lutherische Kirchenrat Nik. Christian Sander auf die Biblische Geschichte des katholischen Volksschriftstellers *Christoph von Schmid*⁴ (Verfassers der «Ostereier») hin. Jahre darnach nahm sein reformierter Kollege *Johann Ludwig Ewald*⁵ den Gedanken einer Umarbeitung dieses

⁴ In den Akten wird er stets Chr. Schmidt genannt, ebenso auf dem Buchrückentitel der sonst anonymen «Biblischen Geschichte für Kinder, zum planmäßigen Unterricht für deutsche Schulen» (München, im Königlichen deutschen Schulbucherverlag).

⁵ J. L. Ewald wurde im Zug der Neuerrichtung der Universität 1805 als Professor der Moral und Mitglied des reformierten Kirchenrats nach Heidelberg berufen und 1807 nach Karlsruhe. Der Sechzigjährige hatte eine weite geistige Reise hinter sich. Als Pfarrer in Offenbach rühmt ihn Goethe als den Mittelpunkt seines dortigen Freundeskreises. Anno 1778 verkündete er seine Bekehrung vom Rationalismus von der Kanzel. Als Generalsuperintendent in Detmold wirkte er wie vorher Herder in Bückeburg und stark in dessen Linie mit Schriften zur Predigerausbildung, einem mehrbändigen Lesebuch für Landschulen, einschließlich einer Biblischen Geschichte (bibl. Lesebuch). Stark beeinflusst von J. J. Heß' Reichgottesideen und dem Schwaben Phil. Hahn, war er ein Erwecker vor der Erweckung des 19. Jahrhunderts, weit weniger eng als diese, ein empfindsamer Supernaturalist. Mit der Welt der Bildung bewahrte er den Zusammenhang. Als Prinzen-erzieher wurde er zum Standesschriftsteller. Er benützte die reichen Möglichkeiten der Zeit, in besonders hergerichteten Erbauungsbüchern für Frauen, Mädchen, Jünglinge usw. zu wirken. Diese Bücher, unter mannigfachen Titeln erschienen, sind nur leicht umgearbeitete Predigten. Das gilt auch für seine 'Naturpredigten', die seit K. H. Sack unter die gleichnamigen rationalistischen Verfehlungen eingereiht werden, obwohl Ewald deutlich sagt, er habe diese in andrer Form gehaltenen Predigten so umgestaltet, daß «der Hinwink zur Religion am Schluß stände», um nicht von vornherein den Leser abzustoßen und vom Lesen abzuhalten. J. H. Voß, *Antisymbolik* (1824), S. 349, tut ihm bitter Unrecht: «Er schrieb meist für 'das Weib, wie es sein sollte'; niemals, obgleich Doctor der Theologie, ein Buch, wie es sein sollte; und nie zeigte er öffentlich den Mann, wie er sein sollte.» In Wahrheit griff er wagemutig in die Publizistik mit Schriften zur Französischen Revolution ein, und sein dem Lippischen Adel zugemuteter Verzicht auf Steuerprivilegien verwickelte ihn sogar in einen Prozeß. Sein Freundeskreis umfaßte die erweckten Hessen um Joh. Nik. Fried. Brauer in der Badischen Staatsleitung und aufgeklärte Katholiken wie Bischof Michael Sailer von Regens-

Buches auf, und 1814 erhielt er den Auftrag. Als die Umarbeitung Ewalds bis ins Neue Testament gelangt war, raffte sich Hebel auf und legte 1815 seine tiefgreifenden Bedenken im hier veröffentlichten Gutachten nieder.

Darauf nicht mehr gefaßt, antwortete Ewald nicht ohne Empfindlichkeit und Mißverständnisse⁶, aber Hebels ruhige und klare Erwiderung ließ es zu keiner Trübung des Verhältnisses kommen, das längst wärmer geworden war. Ewald verzichtete, brachte aber seine Arbeit, gänzlich unbeeinflußt durch Hebels Kritik, zum Druck.⁷

Die Abfassung eines neuen Buchs («wozu kein Commissionsmitglied Lust hat», Brief Hebels 3. 5. 1815) fiel dann 1818 mit Notwendigkeit auf Hebel. Hat er das gewollt, oder mußte er sich der Notwendigkeit fügen? Das wußte er wohl selbst ebensowenig wie in ähnlichen Fällen. Nach dreizehnjährigem Warten auf Anstellung reichte er aus Lörrach einen Schullehrplan ein und wurde darauf, seinen Wünschen entgegen, ans Karlsruher Gymnasium versetzt. Und 1807 machte er zur Verbesserung des Badischen Landeskaltenders Vorschläge und wurde dann mit der Herausgabe betraut. Schon 1802 (Brief 10 an Hitzig) klagte er übrigens, Brauer⁸ wolle ihn mit Gewalt zum Schriftsteller machen — und doch war die Arbeit sein ganzes Glück. Er schreibt mehr als einmal an Hitzig, den vertrauten Freund, alles lade man ihm auf; überginge man ihn aber, so wäre es ihm auch nicht recht. Brauer wußte, auf wen er sich verlassen konnte, und das Masken- und Versteckspiel, auch vor sich selbst, gehört zu den unauflöselichen Rätseln von Hebels Schaffen.

Die Biblischen Geschichten⁹ begann er jedenfalls frischen Mutes. Neue

burg. Er verfaßte Predigten für alle drei Konfessionen und Liturgien für Simultangottesdienste. Das Einigende war der Heiland, der allein die tiefsten 'Menschenbedürfnisse' stillt. Er blieb stets ein Mann von Format. Voß war der Einfluß unheimlich, den der Kreis um Brauer und Jung-Stilling auf die Besetzung der Lehrstühle in Heidelberg übte. In einem Bericht vom 7. 3. 1815 sagt Ewald ausdrücklich, anfangs habe die gleiche Kommission Schmidts Biblische Geschichte für alle Konfessionen bearbeiten sollen, erst später seien zwei getrennte Kommissionen dafür bestellt worden.

⁶ Hebel, der aus dem Gedächtnis zitiert, hatte übersehen, daß der Ausdruck 'ganz Anbetung' von Simeon und nicht von Maria gebraucht war.

⁷ Diese anonyme Biblische Geschichte, «frei bearbeitet nach Christoph Schmidt», mit 120 Abbildungen, ist zu unterscheiden von den 'Biblischen Erzählungen mit 200 Abbildungen', zu denen Ewalds Text die Erklärung gibt. Die Bilder stammen von dem gleichen katholischen Künstler. Sie zeigen die Namenformen der Vulgata, der Text die Luthers. Sailer, den Ewald befragte, hatte nichts dagegen einzuwenden, daß ein Reformierter den Text schrieb.

⁸ Über Johann Nikolaus Friedrich Brauer vgl. Johannes Bauers Heidelberger Rektoratsrede Über die Vorgeschichte der Union in Baden (1915), S. 9 f.

⁹ Nur im ersten Cottaschen Druck und den frühen Karlsruher Gesamtausgaben ist der Titel «Biblische Erzählungen».

Pflichten und Ämter, auch sein Altern, zogen indessen die Vollendung hinaus. Das Buch wurde 1823 gedruckt, erschien 1824 bei Cotta und daneben im Schulbuchverlag von Katz und Geiger, wurde noch 1824 eingeführt und hielt sich bis 1855, mehr als einmal leicht verändert. Auch die katholische Bearbeitung von J. M. Flad (Herder, 1825) beschnitt nur die üppigsten Ranken.

Text.

Hier folgt das Gutachten, das Hebel 1815 zu Ewalds Bearbeitung von Schmidts Biblischer Geschichte erstattete.

Die zwei Ausfertigungen von Kanzleihand sind:

A. Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe 234/740. Mit ausführlichen eigenhändigen Verbesserungen von Hebels Hand; nicht unterschrieben.

B. Archiv des Evangelischen Oberkirchenrats Karlsruhe No. 2707. Mit gelegentlichen Verbesserungen von Hebels Hand; unterschrieben «Hebel».

Offenbar sind beide Fertigungen gleichzeitig hergestellt worden. Hebel hat beide auf Schreibfehler und Orthographie korrigiert, sodann B unterschrieben und abgeliefert, jedoch danach noch bei A die Zusätze Anm. 15, 16 und 19 nachgetragen. Als Vorlage für den Abdruck wurde daher A gewählt, da offensichtlich hier der letzte vom Autor gewollte Text vorliegt.

Die Seitenzahlen des Originals sind in Klammern eingetragen. Die Nachkollation und die textkritischen Anmerkungen verdanke ich Herrn Staatsarchivrat Dr. Hans Georg Zier beim Badischen Generallandesarchiv in Karlsruhe.

M e i n e B e m e r k u n g e n u b e r d a s m i t A b ä n d e -
r u n g e n i n u n s e r n S c h u l e n e i n z u f ü h r e n d e
b i b l i s c h e G e s c h i c h t b u c h v o n S c h m i d t .

(1) Ich kannte dieses Buch nicht, als in unserer Commissionssitzung beschlossen wurde, auf die Einführung desselben mit einigen Abänderungen der ev. Kirchen Section Antrag zu machen. Eben deswegen sprach ich nicht dafür und nicht dagegen. Hätte ich es gekannt, wie ich es jetzt aus den bisher cirkulirten 6 Heften kenne, so würde ich *dagegen* gesprochen haben, was ich auch jetzt noch nachzutragen mich gedrungen fühle und der Prüfung und Beurtheilung meiner Herren Collegen übergebe und unterwerfe.

Da bei weitem die meisten unserer Schulen Dorfschulen sind, und bei weitem die meisten Kinder selbst in Stadtschulen der gemeinen Volksklasse angehören, so muß der Verfasser einer biblischen Geschichte für die Schuljugend vor allen Dingen wis-

sen nicht nur verständlich s. a.¹⁰ populär zu seyn, er muß so- dann *gut* erzählen — gut für *Kinder* — erzählen können, (2) er muß das Materiale der Geschichte auf religiöse Geistes- und Gemüthsbildung klug und psychologisch zu berechnen und zu benutzen wissen, und wenn er ein Catholik ist, so muß wenigstens ein starker und durchgreifender Grund vorhanden seyn, warum man für die protestantischen Schulen eines ganzen Landes nicht ein ähnliches für protestantische Schulen geschriebenes Buch gewählt hat.

Schmidt scheint aber Itens nicht bekannt zu seyn mit jener *ächt*en und *edlen* Popularität, die zwischen gebildeten und ungebildeten Lesern keinen Unterschied erkennend aus dem Menschen hervorgeht und den Menschen erfaßt, weil sie alles, was sie zu geben hat, zur klaren Anschauung bringt, nur durch Einfachheit und Natur, nicht durch conventionelle Schönheiten im Ausdruck gefallen will, und nur auf jene, nie auf diese ihre Effecte berechnet. Ihre Schreibart verschmährt jeden unnötigen Wortaufwand, sie (3) ist gediegen¹¹, kräftig und würdig. Um sich zu überzeugen, ob es die Schmidtische auch sei, vergleiche man fast jede Stelle, jeden Spruch, wie er in Schmidt und wie er in der Bibel steht, dem Muster der Popularität. Schmidt erlaubt sich viele Nachlässigkeiten im Stil — vielleicht absichtlich! Aber es gehört ein geübter Takt dazu und eine vertraute Bekanntschaft mit der menschlichen Sprache, um nicht scheinbare Nachlässigkeiten, die den Effect erhöhen, mit dem wirklichen zu verwechseln, die ihn fast allemal schwächen.

Aber auch iener sogenannten Popularität scheint er nicht genug Meister zu seyn, die das, was der *gebildete* Mensch in kunstreicheren Formen zu geben und zu empfangen gewohnt ist, dem Ungebildeten nur auflöst und gleichsam durch einen Übersetzungs Prozeß in *seiner* Sprache zur Empfänglichkeit bringen will. Dies verrät er

a) Durch gar manche Ausdrücke, die in der Volkssprache ganz unüblich, unklassisch, unverstanden sind, (4) wozu ich genug Beispiele zu geben bereit bin.

¹⁰ *nicht nur verständlich s. a.* über der Zeile von Hebels Hand nachgetragen.

¹¹ Zuerst *gediegen und kräftig*; die Worte *und würdig* über der Zeile von Hebels Hand.

- b) Durch unpopuläre Inversionen, z. B.:
 Wie traurig er aber auch bei dieser Nachricht müsse geworden seyn — — kann man sich denken. Statt: Man kann sich vorstellen, wie etc.
 Ich citire übrigens aus dem Gedächtniß.
- c) Durch unnöthige Parenthesen.
 Und Du mein Kind — fuhr er fort, indem er sich an den kleinen Johannes wendete — wie groß etc.
 Am meisten aber
- d) Durch häufige Tropen aus der sogenannten Kraftsprache, z. B.: «Sie war ganz Freude, ganz Liebe, ganz Gebet. — Mit einem Herzen voll Anbetung ging sie in den Tempel.» Formen, zu denen der schlichte ¹² kühle Mensch lacht, und die ich selbst im gebildeten Stil nie billigen würde.

2) Aber auch im *erzählenden* Ton dürfte Schmidt nicht das vorzüglichste Muster seyn. Zum Nachtheil für die Aufmerksamkeit und für das Interesse an der Geschichte mag er lieber (5) zeichnen und mahlen, reflectiren und bis auf die letzte Faser zergliedern als *erzählen*. Ersteres scheint ihm besonders bei heiligen Stätten, Handlungen und Personen seiner Kirche, z. B. den Hirten in Bethlehem, das dritte überall zu begegnen, und das vierte ist fehlerhaft, wenn es auch nur einmal geschähe.

Es ist wahr, jede Erzählung, wenn sie interessiren soll, muß in ein gewisses Detail gehen. Aber Schmidt umgeht so oft, wie absichtlich, die Data, die ihm die Bibel dazu bietet, und umgibt dagegen die Haupthandlung mit Umständen, die sich zu sehr von selbst verstehen, als daß sie interessiren könnten, z. B. Esau und Jacob wurden *mit den Jahren größer*, oder er supponirt etwas, wozu wir, wenigstens wir Protestanten, keine Quellen haben. Daher die ewig wiederkehrende und ermüdende Einflechtungsformeln, z. B. Gewiß wird er da gedacht, oder gesagt, oder das und jenes gethan oder nicht gethan haben. Dieserlei Zusätze möchte ich wenigstens nicht Detail der Geschichte nennen. Indessen (6)

3) Kann man es dem Verfasser zu keinem Fehler anrechnen, wenn er am allerwenigstens den Ton der Erzählung für diejenigen Leser, denen wir das Buch widmen wollen, scheint ge-

¹² Von Hebels Hand aus *gemeine* verbessert.

troffen zu haben. Er hat sich wirklich ein anderes Alter gedacht. Wenigstens glaubt man, wo er noch am besten gefällt, fast immer eine Mutter zu hören, die ihrem 6jährigen Kinde die Geschichte lieb und anziehend zu machen sucht. Die unsrigen aber sind 10—14 Jahr alt, und wie sehr wäre zu wünschen, daß sie das Buch auch mit dem 14ten noch nicht aus den Händen legen möchten.

4) Auch an der Behandlungsart der Geschichte für die religiösen Zwecke möchte ich folgendes tadeln

- a) Schmidt sucht und zieht die Gelegenheiten dazu zu sehr herbei. Man kann auch dieses Guten zu viel thun.
- b) Selbst an oberwähnte eigene Zusätze aus der Muthmasung oder Phantasie knüpft er solche an. Beide miteinander, die Basis, und was er darauf (7) stellt, hängen ohne Haltung. So stellt er Jesum als das vollkommenste Muster der Nachahmung gerade in derjenigen Periode seines Lebens auf, aus welcher wir ganz und gar historisch nichts von ihm wissen. Wir erhalten statt des wirklichen Jesus in ¹³ Nazareth einen Schmidtischen Jesus zum Vorbild. Wenigstens kann man den Verfasser bei jedem Wort fragen: Woher weist Du das?
- c) Gar oft, wenn er in die gute Laune des Predigers kommt, findet er kein Ende mehr und preßt den Apfel bis zur trocknen Trester aus. Man glaubt bisweilen nicht mehr Geschichte sondern ¹⁴ Betstundenvorträge über geschichtliche Texte zu lesen. Conf. die Darstellung Jesu im Tempel. Je kürzer, glaube ich, je körniger und sententiöser solche Bemerkungen sind, desto fruchtbarer. Es ist zweierlei, einzelne Fruchtkörner quasi aliud agendo in das aufgelockerte zarte Gemüth legen, und die ganze Ernde darauf schütten. Aber das erstere ist das Bessere. Die (8) Ernde wächst inwendig.

Nach allem diesem darf ich sagen: Wir haben vielleicht nicht recht gethan, daß wir den Versuch einer Bibelgeschichte von der Hand eines Katholiken zum Lehrbuch unserer protestantischen Schulen gewählt haben. Ich will das allerwichtigste, was hier in Betrachtung kommt, nur als Nebensache aufführen. Der

¹³ Von Hebels Hand aus *von* verbessert.

¹⁴ *sondern* von Hebels Hand über der Zeile nachgetragen.

ganze lutherische Bibeltext ist aus ¹⁵ dieser Bibelgeschichte bis auf die letzte Spur ¹⁵ verschwunden, und ich spreche hier mein Geständnis aus, daß alles, was in einem solchen Buch mit Worten der Bibel gesagt werden kann, mit keinem andern gesagt werden sollte. Sie ¹⁶ sind nicht nur lebendig und kräftig, auch noch in Luthers Übersetzung. Sie sind auch für eine große Menge die einzige Bürgschaft für die Wahrheit und Heiligkeit der Geschichte, und ¹⁶ das Volk glaubt so leicht etwas anderes zu hören, wenn es das nemliche nimmer mit den nemlichen Worten hört. Wenn ¹⁷ aber ¹⁸ der Bibeltext in Luthers Wort nimmer gut ist, so machen wirs auch nimmer besser.

Dagegen will ich auf eine wirkliche Nebensache, als ob es eine Hauptsache wäre, aufmerksam machen. Wenn wir *diese* biblische Geschichte in unseren protestantischen Schulen einführen, so legen wir das Geständniß ab, daß wir in der protestantischen (9) Kirche nichts eben so gutes haben und nichts besseres machen können, und thun uns daran unrecht.

Nicht ohne unwillkürliche Anwandlungen des Mistrauens in mein eigenes Urtheil über eine Schrift, die so viele achtungswerte Stimmen für sich hat, wie wohl aus reiner und völliger Überzeugung, habe ich bisher meine Meinung über den Schmidtschen Urtext selbst ausgesprochen. Freier und unbedenklicher darf ich meine Meinung in Ansehung der Revision aussprechen, durch welche einer unserer Herren Collegen das Buch zur Einführung in unseren Landschulen zu eigenen die Mühe übernommen hat, indem ich nichts darüber zu sagen habe, was meine Achtung für den Genius, der in ihm waltet, und für seine schriftstellerischen Verdienste namentlich im Fach der religiösen Geistes- und Herzensbildung zweifelhaft machen könnte. Was ich noch weiter zu sagen habe, ist allgemein, und anwendbar auf jeden Fall, wo von irgend jemand ein ähnliches Geschäft unter den nemlichen Umständen unternommen werden soll. (10)

1) Selten vielleicht haben 2erlei Personen *ein* Werk glücklicher zu einem in sich vollendeten Ganzen gemacht, als *einer*

¹⁵ *aus* bis *Spur* von Hebels Hand am Rand.

¹⁶ *Sie* bis *und* am Rand von Hebels Hand.

¹⁷ Zuerst *Und wenn*.

¹⁸ Von Hebels Hand über der Zeile.

allein es konnte. Wenn der erste Verfaßer, falls er seinem Unternehmen gewachsen war, und der zweite Herausgeber desselben in allen Ansichten, Tendenzen, Grundsätzen hinsichtlich der Materie und Form bis auf die Orthographie hinab einig sind, so hat eigentlich der zweite an dem Werk des ersten nichts zu verändern und zu verbessern. Sind sie es aber nicht, wie es auch der Katholik und der Protestant, der Schriftsteller für katholische Kinder zunächst und der Überarbeiter für protestantische Schulen, der Schriftsteller für ein jüngeres Alter und der Überarbeiter für ein späteres, nicht seyn können, so liegt es vielleicht in keines Menschen Vermögen mehr, zu verhüten, daß nicht bald die Grundsätze des einen, bald des andern hervorsichillern und die Haltung schwankend werde. Einzelne gewagte Meinungen, nicht genug begründete Urtheile, nicht genug gewählte Worte lassen (11) sich an ihrem Orte, wo sich der Schriftsteller vergaß, durchstreichen und verbessern. Die Gesichtspunkte und Grundsätze aber, die der Schriftsteller nimmt, werden höchstens in der Vorrede ausgesprochen. Im Text leben und weben und spielen sie durch das Ganze und alle seine Theile und geben ihm seinen Charakter, oft seine Eigenthümlichkeit und lassen sich so leicht nicht wieder ¹⁹ auslaugen.

2) Diese schwere Aufgabe aber wird es noch viel mehr, wenn der Überarbeiter in mancherlei und mehrseitigen Geschäftsverhältnissen nur ²⁰ einzelne, vielleicht kurze und abgebrochene, vielleicht weit auseinander liegende Augenblicke zwischen und neben andern Geschäften dazu benutzen muß, und unter ungleichen innern Stimmungen es thut, nicht weil er jezt die rechte dazu hat, sondern weil er mit der Zeit kargen muß.

Es ist nicht möglich, daß unter solchen Umständen nicht einmal stehen bleibe, was zu einer andern Zeit gewiß wäre gestrichen worden, nicht etwas so gesagt werde, was zu einer andern Zeit wohl anderst wäre gesagt worden, (12) und der aufmerksame Leser möchte sich dann oft fragen, warum hier so ausführlich, dort so kurz — hier so colorirt, dort so trocken, hier so viel erklärt, dort so wenig. Doch zum Beweise, daß ich hier nur im Allgemeinen spreche, es wäre ²¹ unbillig, diese

¹⁹ wieder von Hebels Hand über der Zeile.

²⁰ Zuerst *eine einzelne*, sodann von Hebel korrigiert.

²¹ Gestrichen: *voreilig und*.

Bemerkungen auf das vorliegende Werk anzuwenden, da eine letzte Angleichung der Ungleichförmigkeiten in dem Text des A.T. bereits versprochen ist, und der Mann, von dem wir sie zu erwarten haben, früher als ich erkannt hat, daß gerade die verwarloseten von allen Büchern, das Volksbuch und das Schulbuch, mehr als jedes andere in seiner Art vollendet und klassisch seyn sollte.

Bei allen diesen Bemerkungen kann ich die Absicht nicht haben, die Wahl des Schmidtischen Buchs geradezu vereiteln zu wollen. Meine Wünsche sind erfüllt, wenn die Ausgabe und Einführung desselben nicht übereilt wird und der Herr Revident desselben sich gerne dadurch (13) veranlaßt sieht, auf andere ähnliche vorhandene Versuche eine Aufmerksamkeit und Prüfung zu verwenden, die vielleicht zu Gunsten irgend eines derselben und zum Gewinn unserer Landesschulen ausfallen könnte.

Keinem Unternehmen hat die Opposition noch etwas geschadet, wenn sie nicht zu spät kam, was hier der Fall nicht ist, so lange die Sache noch in unsern Händen liegt, und wenn die dissentirende Theile beide nur das Zweckmäßige und Beste in den Augen haben, was ich von meiner Seite eben so aufrichtig versichere, als ich von Seiten meines Herrn Collegen es ²² überzeugt bin.

Übrigens muß ich wünschen, daß diese Bemerkungen, wenn es demselben vielleicht gefallen wird, zuerst seine Gegenbemerkungen und ²³ der Commission etwa ihr Gutachten ²³ dazu zu geben, der verehrlichen Section, durch deren Beschluß die Wahl dieses Buches bereits bestätigt worden, zur Kenntnissnahme gebracht, und den betreffenden Akten angefügt werden.

Kommentar.

Das Gutachten ist ein Aktenstück für das kleine Gremium der obersten Kirchenbehörde, gedacht und ausgeführt als rein technische Beurteilung der Brauchbarkeit von Ewalds Arbeit für den Religionsunterricht in den badischen Schulen. Gewollt oder ungewollt sprengen aber Hebels Beurteilungsmaßstäbe den amtlich technischen Rahmen.

²² *es* von Hebels Hand am Rand.

²³ *und bis Gutachten* von Hebels Hand am Rand nachgetragen.

1. Hebels Standort ist nicht eigentlich der Entwurf, sondern die Schulstube, für die er gedacht ist, und diese trägt eindeutig festgelegte Züge. Sie bestimmt seine Grundsätze, wie später sein eignes Buch. Für Hebel fließen sie in eins mit der nie vergessenen eignen Jugend unter dem alten Hausener Schulmeister und, mehr noch, mit der mütterlichen Unterweisung. Darum denkt er mindestens so viel an die Mütter als an Lehrer und Schulklasse.

2. Das legt den Standort nicht nur landschaftlich fest, sondern auch zeitlich. Ohne ein Wort darüber zu verlieren, datiert sich Hebel damit ein halbes Jahrhundert zurück, in die Jahre seiner Jugend, die noch nichts von den seitdem zur Herrschaft gelangten geistigen und literarischen Strömungen wußte. Vor Hebels Norm können sie daher nicht bestehen. So ist er in eine Abwehrstellung gedrängt.

Im Vorübergehen, wie selbstverständlich, aber unverkennbar, grenzt er sich nach zwei Seiten ab. Einmal gegen den Sturm und Drang, und damit gegen die daraus erwachsene große Kunst der Weimarer. Dann gegen das gefühlige Christentum. Beide Richtungen umschließt irgendwie der Begriff der 'Empfindsamkeit'.²⁴ Was Hebel gegen beide vorbringt, ist, dem Zweck des Gutachtens entsprechend, auf die Form der Darbietung und die Sprache beschränkt, aber deutlich sind «no andre Sache ehne dra», ein Zusammenstoß unvereinbarer Ausrichtungen des gesamten Lebensgefühls. Hebels Welt ist die Einheit, in der das Christliche und das Bürgerliche noch nicht auseinandergebrochen sind. Noch schließt das öffentlich-staatliche Leben das Christliche fraglos ein und empfängt weithin seine Prägung daher. Der Bürger ist Christ und der Christ Bürger. Daran ändert der gemütvollere (doch nicht gefühlsselige) Altrationalismus so wenig wie vor ihm Orthodoxie und Pietismus, trotz aller Vorlieben und Einseitigkeiten dieser drei Epochen. Überall wollen die gesetzten Akzente dem 'recht verstandenen' Christentum zu besserem Ausdruck verhelfen.

3. Tropen wie «ganz Anbetung» stammen aus dem Sturm und Drang. Sie gehören, wie Hebel richtig sagt, zur «sogenannten Kraftsprache» — es ist bemerkenswert, wie früh sich der Ausdruck hier findet.²⁵ In Hebels Schulstube müßten sie ge-

²⁴ F. W. Wodtke, *Empfindsamkeit: Die Rel. in Gesch. u. Geg.*, 3. Aufl., 2 (1958), S. 457-461.

²⁵ Dazu schrieb mir Otto Behaghel aus Gießen am 6. 2. 1921: «Danach müßte man annehmen, daß der Ausdruck zu jener Zeit gang und gäbe war; aber es fehlen die Belege dafür.» Er warnte mich, zu viel daraus zu schließen: «Der spätere Goethe hätte den Ausdruck ganz wohl von der Sprache

schraubt und lächerlich klingen; wenn ernst genommen, fast lästerlich. In der aufbrechenden großen Literatur sind sie nur eins der Mittel für die Transposition des Sprachausdrucks nach oben. Um der neuen Intensivierung des Seelischen gerecht zu werden, greift man zur Sprache des Glaubens auch für durchaus säkulare, wenngleich gefühlsbetonte Inhalte. Mit ‚heilig‘ wird ein Höchstmaß bezeichnet.²⁶ Das gab es in Hebels formativen Jahren noch nicht, so bleibt es ihm fremd. Er merkt, was dabei verlorenggeht: die reinlich getrennten Bezirke innerhalb seiner Einheitswelt und die vertrauten Bewertungsmaßstäbe. Er sieht, oder ahnt, noch mehr. Dies Dringen auf Steigerung des Erlebnisgehalts zieht die christlichen Sterne, nach denen es greift, auf die eigne Ebene herab. Das ist unerlaubte Usurpation. Mit ihr beginnt die Emanzipation ‚dieser‘ Welt von ‚jener‘. Hier ist Ersatzreligion im Werden, und es ist ein Alt-rationalist, der das — hier im Einklang mit Luther — klar empfindet, nicht aus Theorie, sondern aus innerstem Lebensgefühl. Das Ende dieses Wegs ist das *l'art pour l'art*, in dem sich das künstlerische Schaffen aus dem Dienst an der menschlichen Gemeinschaft löst und überheblich zum Selbstzweck wird. Anstelle des Heiligen Geistes, oder nur des Geistes der Gemeinschaft, tritt der ‚Geist‘, im besten Fall die freischwebende Inspiration, oft nur Geistreichigkeit für die Wenigen, und für alle Andern Steine statt Brot.

4. Die andre Abgrenzung richtet sich hier deutlicher als gegen Schmidt gegen Ewald, den doch mit den Jahren steigend geschätzten, dem ausdrücklich die gebührende Ehre erwiesen wird. Wie Hebel es sieht, tut die wort- und gefühlsselige Betriebsamkeit der erweckten Kreise, von denen das Karlsruhe Carl Friedrichs, Jung-Stillings und Brauers viele Spielarten

seiner Jugendwerke gebrauchen können. Hebel schwebt wohl der allgemeine Gegensatz pathetischer, in starken Ausdrücken sich bewegender Rede und der schlichten, verstandesmäßigen Rede vor.» Tatsächlich bietet Grimms Deutsches Wörterbuch nur ganz wenig Belege. Ich kann mir diese Skepsis des verdienten Hebeforschers nicht zu eigen machen. Von der antiken Stillehre her mußte Hebel hier Anstoß nehmen, und wir dürfen ihn wohl lokalisieren.

²⁶ «Hast du nicht Alles selbst vollendet, Heilig glühend Herz?» (Goethes Prometheus).

aufwies²⁷, den zweiten Schritt. Sie löst das Christliche nicht in den ‚Geist‘ auf, auch wo sie mit diesem spielt, aber sie löst es aus seiner Umgriffenheit durch die Einheitswelt heraus. Nun ist es nicht mehr die Innenseite, das warme Herz der Einheitskultur, sondern ihr ungeduldiger und nicht immer gerechter Kritiker. Hier wird das Christliche nicht verflüchtigt, sondern verfestigt. Ein Organismus tritt neben den andern. Er zieht alles Wesentliche an sich und läßt das gemeine Wesen ohne Seele. Aller Missionseifer kann Hebel das Zerbrechen der Einheit, in und aus der er lebte, nicht gutmachen. Für ihn war die Kirche die Seele im Gesamtleib, gewachsen mit diesem und ihn durchwärmend.

Hier geht es nicht darum, wer Recht hatte, sondern, wie Hebel empfand. Für ihn waren die beiden neuen Richtungen, Halbsäkularisation und Flucht in die kleinen Kreise, schon dadurch gerichtet, daß da der gemeine Mann und das Schulkind, wie er beide kannte und als Teil seines Wesens in sich trug, nicht mitkonnten. Hebel macht die ‚empfindsame‘ Mode in keiner ihrer Formen mit.²⁸

5. Hebels Ablehnung zweier seine Umwelt steigend beeinflussender und umgestaltender Strömungen aus seinem Selbstverständnis als Literat und Glied einer im herkömmlichen Sinn

²⁷ Hebel achtet Jung-Stilling als Persönlichkeit hoch, die Enttäuschung beim ersten Zusammentreffen mit dem aus der Ferne bewunderten Ewald überwindet er bald (Briefe 117 und 252 an Hitzig); andern, wie dem Bengel-Anhänger Fein (wie auch der Laientheologie seines Gönners Brauer), steht er mit Kritik gegenüber. Diese aus vertrautem Umgang stammenden Eindrücke verdienen mehr Vertrauen als die leidenschaftlichen Urteile im Schlußwort von J. H. Vossens Antisymbolik (Anm. 5), die sich gegen Kreuzer richtet.

²⁸ Hebels begeisterte Verehrung für Jean Paul wurde von so vielen geteilt, noch vom jungen C. F. Meyer, daß sie keine Gegeninstanz bildet. «Seine Schilderungen der Natur, des menschlichen Herzens, der menschlichen Freuden und Leiden übertreffen alles ähnliche, nur die Natur selber nicht.» Im gleichen Brief 63 an Gustave Fecht kennzeichnet er schonend Jean Pauls Formlosigkeit. Aber dessen Anzeige der alem. Gedichte stellt er, mit der J. G. Jacobis, am höchsten. Ehe die von Goethe erscheint, bedauert er, daß nicht Voß sie anzeige. Mit Jean Paul war er einig in der Ablehnung des Weimarer Olympiertums. Jean Paul geht so weit, die Überflügelung Herders durch Schiller damit zu erklären, daß sich ein Bühnendichter besser in die Erinnerung hineinspiele. Für Form und Formung fehlt ihm eben das Organ; auch an Hebel wird er sie kaum bemerkt haben.

christlichen Gesellschaft ist wohl verständlich und eindrucksvoll, aber, aufs Ganze gesehen, vordergründlich. Die Frage nach den Hintergründen bleibt noch zu beantworten. An sich ist auch er weit mehr Kind einer neuen Zeit, als er selber weiß. In seinem schöpferischen Werk als Dichter, als Kalendermann und als Erzähler der Biblischen Geschichten gebietet er über eine Unmittelbarkeit des Empfindens und Gestaltens, neben der das 18. Jahrhundert greisenhaft erscheint. Seine verhaltene Knappheit im Ausdruck erledigt die gefühlige Zerflossenheit der Aufklärungsliteratur ein für allemal. Und doch muß er bei seiner Ablehnung verharren. Sie schützt seinen Christenstand und mit ihm sein Lebensgefühl. Hinter dem schützenden Wall und Panzer der Einheitswelt der Bürger und Christen ist er im Innersten geborgen. Das Christenvolk, landschaftlich geprägt — Schleiermacherisch gesagt, in seiner Individuation —, ist ihm Gewähr für die Realität des Gottesreichs und des köstlichen Erbes aus der Welt Palästinas. Auch diese ist ihm gewachsener Boden, gleichsam ein Wiesental unter anderm Himmel. So echt und persönlich bestimmt Hebels Fühlen hier ist, so klar läßt es sich geistesgeschichtlich einordnen. Den Wald- und Wiesenrationalisten ist «das Orientalische» eine Verlegenheit, für Hebel ein Köstlichstes.²⁹ Dem Rationalisten gibt es den willkommenen Namen für alles, was er in Wahrheit aus theologischen Gründen ablehnt — später geht es unter der Bezeichnung «das nicht Kindgemäße». Für Hebel ist es Heimatklang. Wie ihm sein Wiesental nichts wäre, würde nicht Christus dort gepredigt und gehört, so empfängt sein Palästina Fleisch und Blut aus der heimischen Landschaft. Die Fäden gehen hin und her. Aus beiden Landschaften baut sich Hebels Welt auf, in beiden ist er Bürger und Christ, das eine weil das andere, so oder so.

Obwohl weit schlichter und anspruchsloser, gemahnt das an den jungen Herder, während die Gegenseite den späten Herder spiegelt, der, Hamanns Feuer wieder ausscheidend und Luther säkular mißdeutend, zu einem Rationalismus eigener Prägung zurückkehrt. Auch Hebel mag träumen, aber nie und nirgend reizt ihn das, den festen Boden der Wirklichkeit zu ver-

²⁹ Über die Apokalypse (Brief 129 an Hitzig): Wundersam anziehend «hauptsächlich wegen dem hohen orientalischen Geist und Geschmack der darinn herrscht. Denn alles Hochorientalische heimelt uns an, als wenn wir schon dort gewesen wären, weil wir alle dort daheim sind. Ist es nicht so mit dem hohen Lied? ...»

lassen. Davor bewahrt ihn der gesunde bäuerliche Sinn, den ihm keine Amtserhebung raubt. Der Bauernsohn nimmt Zeitmoden mißtrauisch aufs Korn. Er durchschaut und überspringt sie — Moden stammen aus der Stadt, Hebel nicht, trotz seiner Geburt in Basel. Darum ist er nicht mit seiner Umwelt unwiederbringlich vergangen. Darum ist, was Hebel ist und gibt, unveraltet.

Das Volkstum, für das er steht, ist ein Christenstand. Säkularisiertes Alemannentum darf sich kaum auf ihn berufen. In all seiner Zeitgebundenheit steht Hebel für die evangelische Wahrheit, daß Christi Jünger das Salz der Erde sind. In seiner Weise nimmt Hebel die mit dem Herrenwort verbundene Drohung ernst.

6. Alles bisher Gesagte läßt sich dem Gutachten entnehmen. Es hilft, die Linien von Hebels Wesen und Wirken sicherer als bisher auszuziehen, und findet reichlich Bestätigung aus seinen Werken und Briefen. Auf einem weiteren Gebiet indessen beschenkt uns das Gutachten mit einer ganz neuen und unerwarteten Einsicht. Hier liegt alles offen am Tage, und doch muß ein wenig weiter ausgeholt werden.

Zu Hebels Lebzeiten begann im Gefolge der Klassik in Deutschland eine Entwicklung, die die bisher unangefochtene Herrschaft des humanistisch verstandenen Bildes vom klassischen Altertum als das ungebrochen weitergegebene Erbe der spätantiken rhetorischen Bildung beseitigt, während es in den romanischen Ländern, einschließlich Englands, bis heute unangefochten ist. W. v. Humboldt bricht damit. Sein, gewiß romantisch verzeichneter, Neuhumanismus setzt den unmittelbaren und unvermittelten Rückgang auf die Zeit und die Gestalten des klassischen Griechentums in Literatur und Kunst anstelle der Kontinuität der Jahrtausende. Gegen das Urteil der Geschichte bekommt nun Plato Recht gegen die von ihm bekämpfte Rhetorik. Im Herrschaftsbereich dieser Umstellung wird nirgends in der Schule den Fragen des Stils und der Kunstform mehr die Aufmerksamkeit zugewandt wie überall vor 150 Jahren und in der romanischen Welt noch jetzt. Diese Stilprobleme sind ja mit der nachklassischen Periode ganz an den Rand geschoben. Heute haben die deutschen Gymnasien keinen Professor der Rhetorik mehr, was Hebel 1806 wurde, und nirgends ist Theokrit, den Hebel sogleich einführte, Klassenlektüre. So wird Hebels ganz ungeweinte Formvollendung wie selbstverständlich als ein Wunder der Spontaneität angestaunt. Seit etwa 150 Jahren ist Spontaneität steigend der höchste Wertmaßstab für die Beurteilung von Kunstwerken geworden, und es ist offensichtlich, daß er sehr Verschiedenwertiges hat decken müssen.

Für Hebel gibt uns nun das Gutachten die Berichtigung, die wir zu einem guten Teil schon seinen «Ideen zur Liturgie» und

verstreuten Briefstellen hätten entnehmen können.³⁰ Die Abfolge dieser Erwägungen zeigt ein unablässiges Ringen um Klarheit hinsichtlich der Grundsätze für den Schriftsteller, der alle Schichten der Bildung und Unbildung gleichmäßig erreichen und erfassen will. Anders konnte Hebel, der auch als höchster Würdenträger das Landkind blieb, sich sein Werk nicht denken, mag es sich nun, um die Zeitfolge innezuhalten, um Liturgie, Dichtung, Kalender- oder biblische Geschichten handeln.

Keine dieser Aufgaben traf ihn unvorbereitet. Die scheinbar unfruchtbaren Jahre des Proteuserspiels und des Wartens auf feste Anstellung, das andre entnervt hätte, sind dem Nachsinnen über seinen Beruf als Volkslehrer und der unablässigen Exzerpierung von Wissensstoff aus allen Gebieten gewidmet. So war er nie um Stoff verlegen und wurde zum Meister, als es galt, ihn zu gestalten. Dabei dürfen wir wirklich von einem Wunder reden: der Kunstverstand hatte in einem Genius Platz genommen und war diesem so völlig untertan, daß wir höchstens auf Grund eingehender Analysen um Hebels Grundsätze wüßten, hätte sein Amt und das besondere Anliegen ihn nicht veranlaßt, einmal zu Papier zu bringen, was ihm zweite Natur geworden war und das feste Gerüst seines so spontan anmutenden Schaffens bildete. Für die alemannischen Gedichte genügt es, auf A. Heuslers meisterliche Analysen zu verweisen.³¹ Wir dürfen uns also auf die 'didaktische Prosa' beschränken.

Hebels Hauptproblem ist die Überbrückung der Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten. Auch hierin von Ewald und der Mehrzahl der Zeitgenossen verschieden, will er kein Ständeschriftsteller sein. Man darf vielleicht sagen, daß die Zweisprachigkeit des in der Mundart lebenden Alemannen ihm die Aufmerksamkeit schärfte und das Gefahrmoment in helles Licht rückte. Wir können das Problem in Hebels Äußerungen von 1799 an verfolgen. Dabei bildet unser Gutachten von 1815 den Höhepunkt erreichter Klarheit.

In den «Ideen zur Gebetstheorie», die im Zusammenhang mit der ihm aufgetragenen Abfassung liturgischer Formulare im Sommer 1799 auf dem Dobel entstanden sind, formuliert er als Aufgabe, mit Gottes Hilfe die verlorene natürliche Sprache gegen die fremde Zunftsprache wieder einzutauschen, «damit wir beten können, wie die lieben Kinder zu ihrem lieben Vater, nicht wie steife Handwerksgenossen und Alt-Gesellen im geschworenen Gruß». «Um reinen lebendigen Sinn und Trost in die Seele des gemeinen Christen hinein beten zu können», muß ich «zuerst aus ihr heraus zu

³⁰ Ich verweise auf die schönen Ausführungen W. Zentners in seiner Hebel-Biographie (1950), S. 170 f.

³¹ A. Heusler, Vortrag in Freiburg 1937, jetzt in *Kleine Schriften* (1941).

beten» wissen. «Dem gemeinen Christen muß, wenn überall, dann vorzüglich im Gebet . . . das Unsichtbare an das Sichtbare, das Zukünftige an das Gegenwärtige geknüpft, und gleichsam als auf seine Basis aufgetragen werden, und auch dem Gebildeten thuts wohl. Es ist uns allen natürlicher und gedeihlicher auf der Erde zu bleiben und nach dem Himmel hinauf zu schauen, als uns dem Himmel entgegen zu schrauben und ohne ihn zu erreichen, in der leeren kalten, wenn auch noch so reinen Luft zu schweben. Wir sind Pflanzen, die — wir mögens uns gerne gestehen oder nicht — mit den Wurzeln aus der Erde steigen müssen, um im Äther blühen und Früchte tragen zu können.» . . . «Was macht ein Kirchengebet schwer? 1) Daß es für Einfältige gerecht seyn soll. Gelehrten ist nicht nur gut predigen, sondern auch gut beten! 2) Daß es für Gebildete und Aufgeklärte zugleich gerecht seyn muß. 3) Daß es für beide nicht nur einmal, sondern lang und oft gut bleiben soll. Gibts noch viel schwerere Aufgaben als diese? . . . Die Ideen (im Gebet) müssen so viel unentwickeltes enthalten, und so ausgedrückt seyn, daß der Zuhörer, wenn er das Gebet oft hört, auch oft etwas neues dabei denken oder eine neue Anwendung machen kann . . . Das Gebet muß auf die Empfindung, nicht auf den Verstand wirken.» In der Predigt «müssen die Empfindungen in Begriffe und deutliche Vorstellungen aufgelöst, im Gebet «die deutlichen Vorstellungen in Empfindungen zusammenschmelzt werden». «Popularität *kann* nicht nur, sie *muß* mit schöner Sinnlichkeit gepaart seyn. Schöne Sinnlichkeit ist ein Theil der Popularität und die einzig mögliche Blüthe der populären Schreibart. Gebete für ein gemischtes Publicum sollen, wenn der Concipient ganz gerecht seyn will, nicht durchgehends in allen Ausdrücken und Wendungen populär bleiben.» Bald muß die eine, bald die andre Gruppe «sich auch hie und da etwas gefallen lassen». «Seitenlange Weltbürgers-Bitten für den Frieden unter allen Völkern, allgemeines Menschenwohl . . . sind nicht nur unnütz, sondern auch zweckwidrig, da Zeit und Raum zu bitten in näherer Anwendung auf uns, und die um uns sind, dadurch eingeengt wird.» Das wird seitenweise schlagend begründet. Im Juli 1800 sendet Hebel diese «Reflexionen über Kirchengebete» an den lutherischen Kirchenrat Wolf in Heidelberg (Brief 50). «Sie sind wie alles Zufällige, unvollständig und ohne Ordnung, aber praktisch darf ich glauben, denn ich habe sie an eigenen Erfahrungen und meist an eigenen Fehlern abstrahiert. — Soll ichs fortsetzen, ausarbeiten und ordnen?» Im April 1801, an Pfarrer Köster in Eppingen (56), sieht er die Aufgabe nicht mehr als so unlösbar an wie in den «Ideen» von 1799: Wir sind «wie natürlich in den Grundsätzen einig, daß die Erbauung nicht in das Herz des Zuhörers als in ein leeres Gefäß hinüber gegossen, sondern aus ihm als einer verschlossenen Quelle herausgefördert werden müsse; daß die geistlichen Zunftartikel ganz vermieden, und natürliche Gedanken und Empfindungen in natürlicher Sprache vorgetragen werden müssen; daß die ächte Popularität nicht darin bestehe, den gelehrten Vortrag bis zur Allgemein-Verständlichkeit hinab auseinander zu ziehen, sondern die genuine Art der Vorstellung und Darstellung des Volks unmittelbar und lebendig aufzufassen, und nur veredelt auszudrücken und daß schöne gereinigte Sinnlichkeit in der Darstellung die Blüthe der Popularität und das wirk-

samste Vehikel für den Eingang ins Herz sey. Von einer solchen Bearbeitung wenn ich ihr Ideal erringen könnte, glaube ich daß sie alle Klassen von Zuhörern, und nicht nur auf kurze Zeit in reiner ungestörter Andacht vereinigen könnte: denn es gieng aus ihr nicht der konventionelle Geschmack der kleinern Parthei, und nicht der Ungeschmack der großen, auch nicht der eigene der Zunft, sondern edle einfache Natur hervor, die so Gott will an alle Herzen ansprechen, und über alle wechselnden Moden des Zeitalters siegen wird.» Hier ist bereits, bis in die Ausdrücke hinein, die Stufe des Gutachtens erreicht, wo das hier an den Kirchengebeten Entwickelte auf das Schulbuch angewandt wird. Am 8. 12. 1809, an Th. Fr. Volz (277), wird das gleiche für die Kalenderarbeit beansprucht: «So leicht alles hingegossen scheint, so gehört bekanntlich viel mehr dazu etwas zu schreiben, dem man die Kunst und den Fleiß nicht ansieht, als etwas, dem man sie ansieht, und das in der nemlichen Form um den Beyfall der Gebildetsten zugleich und der Ungebildetsten ringt.» Am 18. 12. 1809 an Cotta (278): «Indem ich den von sächsischen Vielschreibern gemachten und konventionell, aber unrichtig dafür gehaltenen Ton der Popularität und Natur verschmähete, und den der wirklich existiert, zu erfassen, zu veredeln und durch Laune zu würzen suchte, ist mir über meine Hoffnung die große Aufgabe gelungen, diese Lektion dem ungebildeten Leser interessant und dem gebildetsten nicht uninteressant zu machen.» Und endlich, zwei Jahre nach dem Gutachten, als er an Justinus Kerner seine Bedenken gegen Mitarbeit am württembergischen Kalender erörterte, am 20. 7. 1817 (414): «Sie wissen, was dazu gehört einem bestimmten Publikum das zu sagende so recht in die Wahrheit und Klarheit seines Lebens hinein zu legen und wie unerläßlich an einen Nationalschriftsteller die Forderung ist, daß er während er quasi aliud agendo seine Leser belehrt, so viel als möglich zwischen ihren bekannten und ansprechenden Gegenständen sie herumführe, sie öfters an Bekanntes erinnere und sich ihnen gleiche.»

Auch in seiner Kunstlehre, wo man am ehesten traditionelles Schulgut erwarten könnte, zeigt Hebel somit seinen unbeirrten Blick für das, was seine Aufgabe erfordert. Seine Unterscheidung der wahren und der falschen Popularität ist neu, die Rede von dem sorgsam gewählten Samenkorn, das quasi aliud agendo in die offene Herzensfurche gesenkt wird, so seit Plato kaum ausgesprochen, alles, im Gegensatz zu den Zeit- und Zunftgenossen, ganz Hebels Eigen und in den Jahren des Sinnens und Unterrichtens voll durchreflektiert und fest bis in den Wortlaut hinein. Man muß fast zu dem anonymen antiken Traktat Über das Erhabene zurückgehen, um solch ganz persönliche Stellungnahme zu Fragen der Kunstgestaltung zu finden. Der Allerweltsrahmen der hergebrachten Kunstlehre wird mit ganz neuem Inhalt gefüllt. Daß diese Einsichten dem Volks- und

Schulbuch nutzbar gemacht werden, ist die weitere Großtat. Welche Bescheidenheit liegt zudem hinter dem Lob, das im Gutachten Ewald als einem Vorläufer gespendet wird! Es wird sich sehr lohnen, all dem weiter nachzusinnen, das Hebel, hier wie anderwärts, aus Eigenstem an Stelle schaler Schulübung gesetzt hat. Der volle Einklang künstlerischen Wissens und Könnens muß gefühlt werden, um Hebels Größe zu verstehen. Dann wird man nicht mehr fragen, warum Hebel die Zeit, deren Kind er war, überdauert hat wie wenige.

7. Wie weit hat nun Hebel seine in der Kritik einer fremden Arbeit entwickelten Grundsätze in seinen eigenen Biblischen Geschichten befolgt? In seinen liturgischen Formularen blieb er weiter hinter seinen Einsichten zurück und war dem Zeitgeist stärker verhaftet, als man nach seinen «Ideen zur Liturgie» annehmen würde, wie O. Frommel gezeigt hat.³² In den Biblischen Geschichten kommt hinzu, daß manches in den späteren Teilen die Höhe der alttestamentlichen Erzählungen nicht mehr erreicht. Überall aber finden wir «jene ächte und edle Popularität, die zwischen gebildeten und ungebildeten Lesern keinen Unterschied erkennend aus dem Menschen hervorgeht und den Menschen erfaßt». Sie schließt tatsächlich die Kluft zwischen den Bildungsschichten und sogar den Altersklassen. Hebel kann in der Tat «erzählen, für Kinder erzählen». Überall herrschen «Einfachheit und Natur» und «schöne Sinnlichkeit» (Anschaulichkeit). Alles ist aus der Vorstellungswelt des Kindes gestaltet. Seine Forderung, wo nur irgend möglich, «die Sprache der Bibel» zu verwenden, stößt sich mit dem Vorsatz, Kindern der Landschaft in ihrer Sprache frei zu erzählen. Hebels Lösung ähnelt der Herders. Besonders im Alten Testament, wo die Neuformung besonders tief geht, beschränkt er den Wortlaut der Lutherbibel wirkungsvoll auf Kernstellen und Höhepunkte sowie auf treffend gewählte sinndeutende biblische Parallelen. Diese und die knappen Anwendungen sind in der Tat «körnig und sentiös». Die Verknüpfungen und die Hinweise auf die Erfüllung in Jesu schließen, ungemein sinnig, die Biblischen Geschichten zur Biblischen Geschichte zusammen. Unaufdringlich zeigen sie die Zielbestimmtheit des göttlichen Handelns auf.

³² O. Frommel, *Zeitschr. f. prakt. Theol.* 22 (1900), S. 205 ff.

Wie sie ist die getroffene Auswahl ganz persönlich bestimmt. Vielgetadelte rationalistische Reservationen sprechen für Hebels Redlichkeit. In all dem kommt die Eigenart des Erzählers zu deutlichem Ausdruck; das ist Stärke, nicht Schwäche. Ist doch das ganze Buch erst als mündlicher Vortrag voll verstanden. Hier steht der Lehrer. Wie anders kann er vermitteln als aus seiner Person heraus, die mit eigenem Einsatz den Kindern die Wahrheit und Wesentlichkeit des Berichteten verbürgt? Es wäre in Hebels Sinn, daß jeder Lehrer aus sich heraus Ebenbürtiges, aber nicht das Gleiche böte. Man sollte nie vergessen, daß der Heilige Geist, wo er am Werk ist, durch ein lebendiges Herz hindurchgeht, und daß das Ergebnis dieses Durchgangs nur in voller, zum Zeugnis aufgerufener Subjektivität rechte Lehre sei kann. Kierkegaard hat das besser verstanden als die Männer der Restauration, die dreißig Jahre später über Hebel zu Gericht saßen. Von den Bedürfnissen der Schule abgesehen, bedeutet das, daß Hebels Biblische Geschichten ein echtes und darum nur im Vergänglichem zeitgebundenes Zeugnis sind, vielen zum Gewinn, allen zum Nachtun nach ihren besseren Einsichten; kein Schulbuch mehr, aber eine echte Gabe Hebels, sein geistliches ‚Schatzkästlein‘.

8. Man kann diesem Alterswerk nicht gerecht werden, solange man übersieht, daß seine Entstehung unter genau den gleichen Bedingungen steht wie die der andern Hauptwerke. Alle sind sie gleich gekonnt, gleich «spontan». Aber es ist eine Spontaneität eigener Art. Überall ist Hebels Schaffen ein Distanzschaffen. In allem ist seine Reaktion auf Erfahrenes und Gefühltes unmittelbar und ungetrübt, aber ebenso überall durch Jahrzehnte von den bestimmenden Eindrücken getrennt. Diese gehen in die Kindheit und Jugendjahre zurück. Im Manne blieb der Knabe und Jüngling lebendig. Aber die Zunge wurde beiden erst gelöst, als der Mann die Schwelle des Alters überschritt. Die Ferne von der Heimat, das Schwinden der Jugend und die gewandelten Verhältnisse erst gaben Hebel den Anstoß, als sein kostbarster Besitz Vergangenheit zu werden begann. Da erst gewinnt er die Herrschaft über den Reichtum, den er in sich trägt. Überall ist das Einzigartige, daß der heimwehwunde Mann dem Fühlen der Jugend die süße Fülle der Reife auf den Weg ins

Werk mitzugeben vermag. Reiche Erfahrung aus vielerlei Lebensstationen, Selbstzucht und Bescheidung, reifster Kunstverstand, der nur noch im vollendeten Ergebnis fühlbar wird, rufen der ‚Muse‘, ohne deren zwingende Gegenwart Hebel, bei all seinem ausdauernden Fleiß, keine Feder ansetzt.³³ Das einzige, das er dazu tun kann, ist, seine Empfindungswelt ungetrübt zu bewahren und, auch hier der Bauernsohn, sein Handwerkszeug so in Ordnung zu halten, daß es ihm recht dient, wenn er ans Werk geht.

Das Gutachten zeigt, wie Hebel dazu kam, im Alter, trotz der Überfülle von Pflichten auf den verschiedensten Gebieten, noch einmal eine große Arbeit zu unternehmen. Wir wußten das vorher nicht. Wichtiger aber ist, daß es ihn uns von der handwerklichen Seite seiner Kunst eine Kunde geben läßt, die wir nicht missen möchten.

Cambridge.

Peter Katz.

³³ Von hier aus ist die Kritik an Ewalds Vielgeschäftigkeit, im Gutachten S. 11 unter 2), zu verstehen.